

Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung“.

Nr. 11.

Posen, den 12. März.

1882.

Das Franzosengrab.

Novelle von Julius Lohmeyer.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Da ich keine Hilfe fand, machte ich mich mit der Alten, Berthold und einem kaum erwachsenen Buben in halber Dunkelheit auf den Weg, während eine Mähme meines Dieners bei den Verwundeten zurückblieb.

Wir hatten als Tragbahre eine Leiter, außerdem Decken und Kopfkissen mitgenommen. Die Laterne wagten wir nicht anzuzünden. Auf einem Umwege gelangten wir nach dieser Landstraße, auf welcher wir jetzt der Stadt zufahren. Seit Anfang Oktober hatte ich unser Haus, das stets voller Einquartierung lag, nicht mehr verlassen. Die Verwirrung und der Tumult, die ich auf den Straßen fand, mehr noch die Greuelszenen, spotteten jeder Beschreibung. Ueberall war hier in den Straßen mörderisch gekämpft worden; vor den Häusern lagen Töbte umher, wimmerten und stöhnten Verwundete, die hilfselehend die Hände nach uns ausstreckten. Jeder Winkel, über dem sich nur ein Wetterdach spannte, war zum Spital geworden. Nirgends war Hilfe, nirgends ein Arzt, ja auch nur ein Labetrunk zu finden. Alle zu Lazarethen eingerichteten Magazine waren ja längst überfüllt. Die Vorstellung, in hilflosem Zustande auch Ihren Vater anzutreffen, trieb mich zu immer größerer Eile an. Die Straßen, die Gräben und das Feld waren mit Trümmern von zerbrochenem Gefährt, gestürzten Pferden, Bagage und Bivouakresten bedeckt. Wagen und Karren mit Verwundeten, Soldaten zu Fuß und zu Ross, Bürger aus der Stadt drängten und schoben sich in lautem Gewühl fluchend und schimpfend in der Dunkelheit an uns vorüber.

Um schneller vorwärts zu kommen, mußten wir oft die Fahrstraße verlassen. Die Felder, auf denen wochenlang bivouakirt worden war, glichen einer Wüste. Unaufhörlich trieb ich in meiner Herzensangst meine Begleiter zur Eile an.

Wir erreichten endlich — in der Nacht — Konnewitz, wo wir überall rauchende Brandstellen trafen. Ein starker, kalter Regen schlug uns in's Gesicht. Die Pleißenbrücke war zerstört. Das lecke Boot, welches die Frau hinübergebracht hatte, fanden wir jetzt mit Wasser bis an den Rand gefüllt. Meine Ungeduld, meine Verzweiflung war unaussprechlich. So nahe dem vielleicht verschmachtenden Freunde zu sein und nicht zu ihm gelangen zu können, das war entsetzliche Qual. Berthold und der Knabe suchten mit Hut und Mütze die kalte Fluth aus dem Boote zu schöpfen. Dies Alles geschah in voller Dunkelheit, nur von dem spärlichen Licht einer Laterne beleuchtet. Das Boot war noch halb gefüllt, als wir in ihm übersehten. Wir eilten hastig den Wald entlang auf die Brücke zu, welche noch jetzt über das sumpfige Terrain leitet; auch diese lag in Trümmern. Endlich, endlich hatten wir auf einem halbüberschwemmten Pfad die Stelle erreicht, wo der arme Verwundete liegen sollte. Wie pochte mir das Herz, den Freund in diesem Jammer wiedersehen zu sollen, den ich — warum soll ich es leugnen — so sehr lieb gehabt hatte. Aber jetzt konnte ich ja helfen — jetzt konnte ich Alles gut machen.

Berthold rief meinen Namen in der Dunkelheit, aber kein Laut antwortete uns. Mich erfaßte eine namenlose Angst. „Hier liegt er“, rief die alte Frau in diesem Augenblicke. Ich blieb stehen. Ich drückte die Hand auf's Herz. Jetzt war ihm Berthold genant und leuchtete mit der Laterne in sein Gesicht. Ich bebt vor der nächsten Sekunde, da ich bemerkte, wie der

Alte Stirn und Hände des Soldaten betastete und kopfschüttelnd in sein Auge hineinleuchtete. Ein hoffnungsloser Blick des Alten sagte mir Alles. May Bredow war todt! Ich war in seinem Leben zum zweiten Male zu spät gekommen.“

May drückte die Hand auf die Augen.

„Bis hierher hatte ihn sein grausames Schicksal verfolgt; an diesem einsamen Waldsaume war er unter der Last seines Glends endlich zusammengebrochen! Hier, allein, in Nacht und Wetter“, schluchzte die Erzählerin in tiefer Bewegung hervor, „ohne Hilfe und Trost hatte er verbluten müssen, so nahe der Freundin, die ihn vielleicht noch hätte retten können.“

May weinte nicht mehr. Er hatte beide Hände des Fräuleins erfaßt und bedeckte sie mit heißen, heftigen Küssen. Man fühlte es seinem ganzen Wesen an, daß eine mächtige Wandlung in seinem Innern vorgegangen war.

„Weiß mein Oheim von allem diesem?“

Fräulein von Bugloff schüttelte verneinend den Kopf.

„Es ist ein Geheimniß geblieben.“

„Sie guter Engel meines Vaters“, preßte May aus wunder Brust hervor; „Sie bestes, edelstes Menschenherz, seien Sie meine Freundin! Lassen Sie uns vereint seinem theuren Andenken leben.“

„Das wollen wir, May. Nennen Sie mich Charlotte, wie Ihr Vater es that. O, wenn ich dem Sohne hätte den Vater erhalten können! Wenn er Sie hätte in Jugendkraft erblühen sehen, wenn“ —

„Ich wäre ein Anderer geworden“, sprach der Jüngling ernst, und ein Strahl bittren Grimmes leuchtete aus seinen ehrlichen Augen auf.

Fräulein von Bugloff wußte, wohin sich dieser wandte, und erfaßte seine Hand, um ihn zu beruhigen.

„Nichts von meinem Oheim“, sprach May kurz, „noch ist es nicht zu spät mit mir. Ich habe Kraft genug, um mir meinen Weg, ohne sein Gnadenbrot, selbst zu bahnen. Leben Sie wohl, edle Freundin meines Vaters, morgen sehen Sie mich wieder, ich weiß, daß Sie mir vergeben haben!“

Er drückte einen Kuß auf die Hand der Dame, öffnete den Wagenschlag, sprang hinaus und schloß ihn wieder, ohne daß der Wagen anhielt.

Das Alles war so rasch geschehen, daß das Fräulein seine Absicht nicht hatte verstehen und ihn zurückhalten können. Jetzt sah sie durch das kleine Fenster an der Rückwand den Jüngling mit festen Schritten wieder der entgegengesetzten Richtung zueilen, von der ihr Wagen sich entfernte. Sie verstand ihn, sie wußte, wo er den Rest dieser Nacht zubringen würde. Das Mondlicht lag auf den weiten stillen Flächen, die jetzt wieder reiche Saatkelder getragen hatten. Wie ein Dom wölbte sich das dunkle Sternengewölbe des Himmels über ihr. Mit welchem Sturm in ihrem Innern hatte er sie zurückgelassen. Welch ein Tumult von Erinnerungen und Zukunftsbildern bewegte ihre Seele!

Der Wagen rollte rasch durch die helle Nacht der Stadt zu.

V. Kapitel.

Es mochte am andern Tage gegen sechs Uhr Abends sein. Die Dämmerung ließ bereits die am Vorgarten Vorübergehenden nicht mehr deutlich erkennen. Fräulein von Bugloff stand an dem von Weinranken umschatteten Fenster des Parterrezimmers und blickte voll Unruhe nach der Straße hinaus. Von Zeit zu Zeit senkte sie ungeduldig auf und schritt das Zimmer entlang, kehrte aber immer wieder zu jenem Platz am Fenster zurück. Sie hatte die Nacht schlaflos verbracht und seit Mittag vergeblich und mit immer wachsender Ungeduld und Sorge den Besuch des jungen Bredow erwartet. Was konnte bei der Gemüthsverfassung, in welcher der Jüngling sie gestern verlassen hatte, nicht Alles geschehen sein! Es dunkelte bereits die Nacht herein, ohne daß ihr eine Nachricht von ihm zugegangen war.

Jetzt hörte sie Schritte auf dem Flur. Sie öffnete schnell die Thür. Berthold kam den Gang entlang. Er brachte Nachricht aus dem Hause des Stadtraths, wohin sie ihn in Ihrer Angst gesandt hatte.

„Der junge Herr Bredow sind seit gestern Mittag ausgeblieben“, leuchtete er hüftelnd hervor. „Die alte Wirthschafterin des Herrn Stadtraths ist in großer Sorge und hat bereits bei den Freunden des jungen Herrn Nachfrage halten lassen, aber auch von ihnen über seinen Aufenthalt keine Auskunft erhalten können.“

Das war die Nachricht, welche das Fräulein zu empfangen gefürchtet hatte. Sie war sehr bleich geworden und ihre Hand, welche die Klinke hielt, zitterte fichtlich. Jetzt zog sie die Thüre nach sich zu und warf sich, vor Aufregung zitternd, auf das kleine Sopha nieder. Eine Fülle von beängstigenden Möglichkeiten that sich vor ihr auf. Sollte Max nicht mehr in das Haus seines Oheims zurückkehren wollen? Oder war er durch irgend welchen Zustand verhindert, dies zu thun? Wäre er wohlbehalten nach der Stadt zurückgekehrt, so würde er gewiß seinem Versprechen gemäß sie aufgesucht haben. In jedem Falle würden dann seine Freunde von seinem Aufenthalt unterrichtet sein. Oder wie, wenn er sich in der am Grabe seines Vaters zugebrachten Octobernacht eine gefährliche Erkältung zugezogen, oder in Folge der unerhörten Aufregungen erkrankt wäre? Wenn er in dem Wirbel stürmischer Empfindungen, des Schmerzes, der Reue, des Hasses, sich selbst verloren und jedes Haltes bar sein Leben — — —

Sie vermochte der angstvollen Befürchtungen und Bilder, die sich ihrer aufgeregten Phantasie bemächtigten, nicht länger Herr zu werden. Schon sah sie Max hilflos, von heftigen Fiebersehauern geschüttelt, im Walde oder in einer elenden Bauernhütte liegen — sah seine Leiche am schilfigen Ufer der Pleiße auftauchen — und bedeckte aufschreiend ihre Augen mit den Händen — fühlte sie sich doch bei allen diesen Vorstellungen als die allein Schuldige. Sie sagte sich, daß sie es hätte über sich gewinnen müssen, zu schweigen, mindestens nicht an jener Stelle das Geheimniß in die Seele des ahnungslosen Jünglings hätte senken dürfen.

Gehezt von verzweifelter Vorwürfen ergriff sie den Klingelzug, ließ ihn aber wieder fallen. Was wollte sie thun? War es ihr möglich, in der Dunkelheit dieser Herbstnacht den Wald zu durchsuchen? Aber ihre Pflicht war es doch mindestens, bei der Ortsbehörde Erkundigungen über den Vermißten einzuziehen. Das hätte längst geschehen müssen, sagte sie sich vorwurfsvoll. Sie zog nun mit Festigkeit an der Schelle. Berthold erschien. Er sollte sie begleiten. Sie legte Hut und Mantel an und verließ mit ihm das Haus.

Auf der Straße begegneten sie der eben heimkehrenden Freundin, die sich voll Besorgniß ihnen anschloß. Ihr gemeinschaftlicher Gang nach der Polizeistube des Rathhauses blieb ohne Resultat. Man hatte dort keine Kunde von dem Verschwundenen.

Nur mit Gewalt ließ sich Fräulein von Bugloff von ihrer Freundin zurückhalten, in ihrer Herzensangst nicht selbst nach dem Walde hinauszustürmen, sondern Berthold an den Ortsvorstand von Ronnewitz abzusenden. Sie überzeugte sich, daß ihr nichts übrig blieb, als eben daheim alles Weitere abzuwarten.

Die Bitten der besorgten Freundin, sich zu entkleiden, waren

vergeblich. Mit pochen den Schläfen, die umwölkte Stirn in die Hand gestützt, blieb sie am Fenster sitzen und horchte den Schritten des heimkehrenden Dieners entgegen. Ihre besorgte Genossin saß auf einer niederen Bank zu ihren Füßen und ließ ihr Gesicht nicht aus den Augen. Um Mitternacht kam Berthold, doch ohne jede Nachricht, zurück.

Erst gegen Morgen gelang es dem zärtlichen Zureden der Freundin, von Lottchen die Erlaubniß zu erhalten, sie entkleiden und zu Bett bringen zu dürfen. Aber ihre Pulse klopften fort, und mit weit offenen Augen wachte sie den Morgen heran, der nun endlich, so hoffte sie, eine Kunde von Max bringen mußte. Aber auch der Mittag des folgenden Tages kam, ohne daß ihr eine solche zuging. Auf's Neue hatte der Diener die Meldung aus dem Hause des Stadtraths überbracht, daß man auch dort bis zur Stunde ohne jede Vermuthung über den Verbleib des jungen Herrn sei und bereits dem Alten nach Dresden hin briefliche Mittheilungen gemacht habe.

Mit der Geduld des Fräuleins war es nun zu Ende. Sie hatte eben befohlen, den Wagen anzuspannen, um selbst nach Ronnewitz zu fahren und in der Umgebung des Grabes Nachforschungen anstellen zu lassen, als etwa gegen zwei Uhr ein Student sich bei ihr anmelden ließ. Das Fräulein fuhr bei dieser Meldung in freudigem Schreck von ihrem Sitze empor, aber die nächste Minute schon überzeugte sie, daß sie sich einem Fremden gegenüber befand.

Ein schöner, dunkeläugiger Jüngling mit ernsten, fast schüchternen Zügen — sie mußte dies Gesicht schon irgendwo gesehen haben — war hereingetreten und bat sie mit achtungsvoller Verbeugung um ein Wort unter vier Augen.

Fräulein von Bugloff bat mit einer hastigen Bewegung den jungen Mann, neben ihr Platz zu nehmen, und ihre brennenden Augen suchten im Voraus die zögernde Mittheilung von seinen Lippen abzulesen.

„Vergeben Sie, gnädiges Fräulein“, jagte Viktor Schaller, der Freund des Vermißten, den wir bereits kennen, mit einiger Befangenheit und ohne die Augen zu erheben: „Ich glaube zu wissen, daß Max Bredow, mein Freund, in der vorgestrigen Nacht in Ihrem Gefährt —“

„Mich von Ronnewitz begleitete — aber nahe der Stadt verließ“, ergänzte ihn das Fräulein. „O, ich bitte, sagen Sie mir, was aus ihm geworden ist!“

Viktor sah ihr erstaunt in's Auge:

„Ich komme, Sie danach zu fragen, mein Fräulein.“

„O Gott! Auch Sie wissen nichts! Um aller Heiligen Willen, sprechen Sie, halten Sie Ihren heißblütigen Freund in der Erregung einer Handlung für fähig, einer Handlung, die — nicht wieder gut zu machen wäre?“

„Es giebt Momente“, erwiderte Viktor kleinlaut, „die man wohl erleben kann, aber in die sich zu versehen zur Unmöglichkeit wird —“

„So wissen Sie Alles, oder ahnen den Gegenstand unserer Unterredung?“

„Ich weiß nichts davon.“

„Sie waren in jener Nacht Zeuge unserer Begegnung?“

„Ich darf es nicht leugnen.“

„Und haben unser Gespräch mit angehört?“

„Aber nicht verstanden.“

Fräulein von Bugloff hatte bei dieser Frage den Arm des jungen Mannes lebhaft erfaßt.

„Um des Himmelswillen!“ rief sie verzweiflungsvoll, „so rathen Sie, was geschehen kann! Rufen Sie Ihre Freunde zusammen, durchsuchen Sie den Wald, die nächsten Bauerngehöfte und — und die Ufer — o Gott! — nein, wir dürfen noch nicht das Entsetzlichste zu denken wagen.“

Sie war aufgestanden und preßte ihr Taschentuch vor ihre thränenquellenden Augen, während Viktor hinter den Stuhl getreten war und seine Lehne umfassend die Blicke in den Boden bohrte.

„Die Polizei muß alarmirt werden. Wir dürfen keine Minute länger zögern. Das Erdenklichste muß geschehen, um den Vermißten wiederzufinden.“

In diesem Augenblicke erschallte der laute Klang der Hausglocke. Das Fräulein und Viktor waren erschrocken zusammengefahren. Eine Hoffnung hatte sie Beide blitzartig durchzuckt:

„Dieser Ton verkündet uns eine Nachricht von dem Verschollenen!“ Beide verharrten in fast athemlosen Schweigen, die Blicke auf die Thür geheftet, bis diese langsam geöffnet wurde. Die kleine Freundin meldete mit bedenklichem Kopfschütteln den Wirth des „schwarzen Bären“, eines unbedeutenden Gasthofes der westlichen Vorstadt. Ein kleiner, dicker Mann, mit einem breiten Lächeln in dem feisten, rothen Gesichte, trat mit tiefen Bücklingen in das Zimmer und theilte der Dame in weitschweifiger Geschwätzigkeit mit, daß seit gestern Morgen ein junger Mann bei ihm verweile, der —

Das Fräulein und Viktor athmeten befreit auf.

„Und was ist mit diesem?“ fragte das Fräulein hastig. Viktor erfaßte den Mann, der eben begann, sich in eine breite Erzählung einzulassen, lebhaft am Arm und rief:

„Sie bringen Nachrichten von Herrn Max Bredow?“

„Bredow?“ kann sein — der junge Mann ist eben sehr krank — ich bin doch hier recht? — Ein hübscher Mensch, aber recht sehr krank —“

„Um Gotteswillen, Mann“, rief Viktor, „Sie haben doch einen Arzt holen lassen?“

„O nein, wie sollte ich?“ antwortete der Wirth gelassen. „Der Herr verlangte ja keinen.“

„Und warum kommen Sie erst heute hierher?“ rief das Fräulein, das mit in einander gerungenen Händen vor ihm stand.

„Er hat mich eben erst heute geschickt. Gestern sprach er gar nicht; das Fieber war wohl zu arg.“

„Kommen Sie, kommen Sie!“ rief die Dame, ungeduldig Mantel und Hut aus dem Schranke reißend.

Sie traten in den Flur. Die sorgliche Freundin lief der Davoneilenden nach, um ihr das umgewundene Tuch fester um den Hals zu stecken und ihr mit einem Kuß Fassung und Ruhe anzuempfehlen.

Der dicke Wirth vermochte mit seinen kurzen Schritten den rasch Voranschreitenden kaum zu folgen.

(Fortsetzung folgt.)

Im Wirbelwindthal von Nevada.

Das Silberland Nevada wird von vielen Reisenden als eine Salzbeiwüste geschildert, und doch enthält dasselbe seltene Naturwunder. Semler, ein Mitarbeiter des „N.-Y. Bell. Journ.“, besuchte mit zwei Gefährten an einem frostigen Wintermorgen das südöstlich von den wilden Humboldtbergen gelegene Wirbelwindthal und giebt davon etwa folgende Schilderung:

Die Sonne stand bereits hoch über den schneeigen Berggipfeln im Osten und goß von dem wolkenlosen Himmel eine Fluth von Licht auf das breite, rothbraune Thal. Die häßlichen Formen der Salzbeisträucher, welche den Boden bedeckten, wie die Nacktheit der gespreizten Grasbüschel waren unter einem Kleide von Raufrost verborgen, das in dem hellen Sonnenlichte gleich einem großen Gewebe von Diamanten in Silbereinfassung glänzte. In wunderbar zartem Rosaroth glühten die Gipfel der höchsten Berge; weich wie die Sammetwange einer Pflaume erschienen die rauhen Umrisse der rothen Hügel, auf welche die Sonne durch den zarten Nebelschleier fiel, den der Fluß gewoben hatte. Die Gebirgsluft, scharf von der Berührung mit dem soeben eingezogenen Winter, trieb das Blut in erhöhter Eile durch unsere Adern und erheiterte uns dadurch in einer Weise, wie es schäumender Champagner nimmer vermag.

Wir unritten nun Shoshonepoint und da lag es vor uns, unser Reiseziel, das Wirbelwindthal, das sich südwärts dehnte und an beiden Seiten mit rothen, nackten Höhenzügen eingefast war. An der jenseitigen Bergkette, ungefähr sechs Meilen entfernt, auf halber Höhe bis zu ihren Gipfeln, bemerkten wir ein langgestrecktes Tafelland — eine Mesa, wie die Mexikaner und mit ihnen die Amerikaner in der südwestlichen Ecke der Union sagen — mit weißem Dache und blauen und weißen Streifen, welche von demselben in das Thal hinunterliefen. Dies Plateau war uns als die Lokalität der vulkanischen Quellen bezeichnet worden. Allein außer der erwähnten Färbung schien nichts Bemerkenswerthes vorhanden zu sein und man hätte vielleicht ein Duzend Mal vorbeireiten können, ohne die Existenz der Quellen zu ahnen. „Dort bläst eine!“ rief einer meiner Gefährten, als wir noch einige Minuten geritten hatten, und wirklich: da schoß ein weißer Strahl vom Dach der Mesa hoch in die Luft. Ein anderer und noch ein anderer folgte und in wenigen Augenblicken schossen wohl zwölf oder noch mehr von der Fläche auf und zwei am Fuße derselben.

Eine halbe Stunde mußten wir noch gallopiren, bis wir an Ort und Stelle kamen. Schon bevor wir eintrafen, hörten wir ein Geräusch, als ob viele große Dampfmaschinen schwer arbeiteten, und als wir unsere Pferde die steile Anhöhe hinauftrieben, dröhnten ihre Huftritte, als ob sie über eine Höhle gingen, und zugleich hörten wir noch andere unheimliche Töne, die wie ein tiefes Grollen aus dem Innern der Erde drangen. Wir stiegen nun ab und banden unsere schon gewordenen Pferde an einen großen, durchlöchernten Felsen, um zu Fuß nach der Stelle zu gehen, wo die weißen Strahlen aus der Erde sprudelten. Die erste Quelle, die wir erreichten, hatte wohl zehn Zoll im

Durchmesser, und aus ihr quoll heißes Wasser, klar wie Krystall, während eine Dampfäule vierzig bis fünfzig Fuß in die Höhe schoß. Die ganze Mesa schien aus den jahrelangen Ablagerungen von Kalk, Soda und Schwefel hervorgegangen zu sein, die zusammengebacken wurden von dem unterirdischen Feuer, das so heiß ist, daß die Masse bis zur Oberfläche unter ihrer Einwirkung knistert und an den feuchten Stellen Blasen treibt. Es war uns, als gingen wir über frischgebrannten Kalk, auf den soeben ein leichter Regen gefallen war. Die Quellenöffnung war ganz rund und hatte den Anschein, als ob sie künstlich mit einer Porzellaneinfassung versehen worden wäre. Sie ragte etwas aus ihrer nächsten Umgebung empor, wodurch der Beweis geliefert wird, daß sie aus ihren eigenen Ablagerungen sich immer höher aufbaut, gleichwie ein Schornstein wächst, wenn der Maurer Backstein um Backstein auf seinen Gipfel legt. Eine Art Bassin, mehrere Fuß weit, umgab die Oeffnung, und in diesem Bassin lagen manche seltsame Kalkgebilde. Einige glichen Korallen, andere waren rund und polirt, als wären sie auf dem Schleifrade eines Juweliers behandelt worden, und wieder andere waren nur auf der einen Seite polirt, während sie auf der anderen Seite das Ansehen eines Körbchens mit Wachsbäumen hatten. Wir gingen weiter an eine andere, größere Quelle. Dieselbe arbeitete genau wie eine Dampfmaschine und auch mit demselben Geräusch: das Wasser wurde nicht in einem kontinuierlichen Strom ausgeworfen, sondern in hüpfenden Strahlen, die mit dem regelmäßigen Aufstoßen des unsichtbaren Kolbens genau korrespondierten. Als wir an ihrem Rande standen, konnten wir uns des Eindrucks nicht erwehren, daß wir über einer gut regulirten, mit voller Kraft arbeitenden Dampfmaschine ständen, und so war es ja auch wohl in Wirklichkeit. Ihre Stöße kontrollirten wir mit der Uhr in der Hand und zählten genau hundert in der Minute. Aus vielen kleinen Oeffnungen, von welchen ein Theil nur den Durchmesser eines Fingers hatte, strömte um uns her Dampf aus, wie denn die ganze Mesa nur wie eine große Kruste erschien, durchlöchernt wie eine Seihe. Da uns die Neugierde reizte, wie es unter dieser Kruste aussehen möge, so durchstapften wir sie an einer Stelle mit unseren Stiefelabsätzen, und was wir fanden, das war eine weiche, grobkörnige Masse — roth, weiß und gelb, von dem Aussehen eines Reispuddings, gut vermischt mit rother Weinsauce, Blasen werfend, als komme er frisch aus dem Ofen, und von so üblem Geruche, daß sich unsere beleidigten Nasen sofort nach einer anderen Richtung wandten. Die Masse war warm, nicht heiß, je tiefer wir aber mit unseren Händen wühlten, je mehr nahm die Wärme zu.

Als wir unsere Schritte südwärts lenkten, mußten wir einen schmalen, niedrigen Rücken erklettern, von dem wir eine Anzahl Quellen überblicken konnten, welche augenscheinlich während der Nacht thätig gewesen waren, nun aber ruhten. Von ihren Bassins liefen Eisbänder die Mesa hinunter in das Thal, wo sie ein Ende nahmen, weil dort das Wasser spurlos versickerte. Die Entfernung bis dahin mochte wohl dreihundert Fuß betragen

haben. Eine Anzahl Quellenöffnungen, die einige Fuß über die Oberfläche der Mesa hinausragten, schienen sich mit ihren eigenen Ablagerungen dauernd verstopft zu haben; das Wasser hatte sich wohl einen anderen Ausweg gesucht.

Hinter diesen ruhenden Quellen waren auf einem Terrain, das wohl eine halbe Meile in der Länge haben mochte, noch Duzende von — darf ich sagen Wasservulkanen? — in Thätigkeit, während andere ruhten, aber augenscheinlich in einer Verfassung waren, die ihnen gestattete, jeden Augenblick ihre unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen. Der größte dieser zeitweilig ruhenden Vulkane hatte eine Oeffnung, in der ein Zuckerhut hätte verschwinden können, und gefüllt war er bis zum Rande mit krystallklarem, perlenden Wasser. Die Sonne stand nun hoch am Himmel und hatte im Verein mit dem ausströmenden Dampfe die Luft so sehr erwärmt, daß wir uns versucht fühlten, ein Bad zu nehmen, doch da das Wasser in dem größten Bassin zu diesem Zwecke noch nicht genug abgekühlt war, so entschlossen wir uns, noch eine halbe Stunde zu warten und diese Zeit zur weiteren Durchforschung des Vulkangebietes zu benutzen. In einem anderen Bassin sahen wir ein Gebilde, das man für einen weißen, zarten Korallenstock hätte halten können und das wir uns anzueignen entschlossen. Mit zwei Stöcken, welche wir am Hügelhang oberhalb der Mesa abschnitten, fischten wir es endlich heraus, aber nur um gründlich enttäuscht zu werden, denn es ergab sich schon nach der oberflächlichsten Prüfung, daß wir den Zweig eines Salbeibushes in den Händen hielten, der so vollständig mit Kalk krustirt worden war, daß keine Faser sichtbar blieb.

Wir glaubten zum mindesten hundert größere Wasservulkane zählen zu können, welche fortwährend mehr oder minder thätig

waren, während die kleinen Oeffnungen, welche nur Gase und Dämpfe ausströmen ließen, gewiß in einer Anzahl von vielen Hunderten vorhanden waren. Der Hügelhang, an dem die Mesa aufgebaut war, hob sich noch, ziemlich steil, dreihundert Fuß über dieselbe hinweg; er bestand aus rothen schieferförmigen Felsen. An seinem Fuße, bis weit in das Thal hinein, lagen Lavablöcke, Quarzstücke und verglaste Steine in wildem Durcheinander. Es schien, als ob die Wasser-Vulkane zuerst in der Kante, welche von der Thalsohle und dem Fuße der steilen Hügel gebildet wurde, ihre Thätigkeit begannen und nach und nach mit ihren Ablagerungen die Mesa aufbauten, indem die Krater oder Schlünde, wie man nun diese Oeffnungen nennen will, höher wie ihre nächste Umgebung blieben.

Während wir über die Entstehung dieses interessanten Plazes unsere Ansichten austauschten, wurden plötzlich dumpfe, grollende Töne im Innern der Mesa hörbar, gefolgt von einem scharfen Klap! Klap! Klap! just als ob ein Paar Riesenhände mit Macht zusammengeklatscht würden, und dann schoß mit schrecklichem Tosen ein dicker Strahl heißen Wassers aus dem großen Bassin, in welchem wir uns zu baden beabsichtigten, zerstob erst nach allen Richtungen, wurde aber bald gelassener und floß dann in einem zehn Fuß breiten Strom in's Thal. Fünfzehn Minuten lang rann der Strom in gleicher Stärke, dann wurde er schwächer und schwächer, und als ein tiefer, gurgelnder Ton, wie aus dem Halse eines sterbenden Cyklopen gehört wurde, ebte das Wasser nahezu ganz. Dann folgte ein langes Todesgeröchel, unter dem die Mesa auf einige Ruthen im Umkreis erzitterte — und dann war Alles vorüber.

* Eine neue Uebersetzung des „Wilhelm Tell“ ist joesen in Paris in der „Bibliothèque nationale“ erschienen, aus der das „Frk. J.“ folgende niedliche Proben mittheilt. Im II. Aufzug, Scene I, sagt Altinghausen zu Rindenz:

D lerne fühlen, welches Stamms Du bist!
Wirf nicht für eiteln Glanz und Glitterschein
Die echte Perle Deines Wertes hin.

No jette pas... les huit perles de ta dignité! — So zu lesen Seite 53 des genannten Werkes. — Nun zweifeln wir nicht länger an der Authentizität jener Anekdote, die das „ächzende Kind“ in Goethe's „Erlkönig“ durch den französischen Uebersetzer in ein dix-huitième enfant verwandelt läßt.

* Ein eigenthümliches Kennzeichen der Gottlosigkeit lernen wir im Folgenden kennen: Die chinesische Obrigkeit in Shanghai erließ kürzlich ein Edikt, worin den Aerzten eingeschärft wird, ihre Wissenschaft leblich zu Gunsten ihrer Patienten anzuwenden und keine zu hohen Gebühren zu fordern. Die Doktoren, sagt das Edikt, haben die üble Angewohnheit, ihre Patienten nicht vor 1 Uhr Nachmittags zu besuchen; einige rauchen sogar Opium und trinken bis zum späten Abend Thee. Das sind Mißbräuche, welche die Obrigkeit unter keinen Umständen gestatten wird. Doktoren müssen ihre Patienten zu allen Zeiten besuchen; sie müssen sie, wenn es nothwendig ist, täglich mehrere Male besuchen; sie müssen mehr an sie und weniger an ihre Gebühren denken. Es wird demnach zur Kenntniß aller Beamten und des Publikums gebracht, daß ein Arzt, der nicht sofort kommt, wenn er gerufen wird, nur auf eine Hälfte seiner Gebühren und Auslagen Anspruch hat. „Wenn Ihr Aerzte“, so schließt der Ukas, „Eure Besuche verzögert, so zeigt Ihr Gottlosigkeit und sündigt gegen Euch selber.“

* Ein siamesischer Heiliger. Dem „India Herald“ zufolge ist die ganze siamesische Nation in Trauer versetzt worden durch das vorjähliche Ende eines der königlichen weißen Elephanten, dessen offizieller Titel, wie es scheint, Se. Erhabenheit der Hof- und Leib-Elephant des Königs gewesen. Wir bedauern, schreibt das erwähnte Blatt, zu erfahren, daß das Thier in hoch sensationeller Weise aus diesem Leben schied, verknüpft mit unerträglichem Unglück für das Personal seiner Haushaltung. Eines Morgens, nachdem er ein tüchtiges Frühstück eingenommen, wurde der Elephant ganz plötzlich toll und trampelte fünf seiner Wärter zu Tode. Ihn zu erschießen würde ein Frevel gewesen sein. Ein Versuch, seinen verwirrten Geist dadurch zu beschwichtigen, indem ihm ein riesiger Ring aus geweihtem Bambusrohr um den Hals gelegt wurde, schlug fehl, denn er riß sich los und hätte beinahe dem Oberpriester seines Tempels, welcher den Ring geweiht hatte, den Hals gemacht. Schließlich wurde er mit großer Schwierigkeit in einen engen Hof des Palastes getrieben, wo er nach mehreren wüthenden Versuchen, die Mauern mit seinen Zähnen zu zertrümmern, plötzlich mit einem letzten Wuthgebrüll zusammenbrach und verendete. Natürlicherweise wurde dieses schwere Mißgeschick verbrechlicher Fahrlässigkeit auf Seite eines oder des anderen mit der Fütterung des heiligen Elephanten betrauten Wärters zugeschrieben. Der König verhörte demnach die Mitglieder der Haushaltung Sr. Erhabenheit in Person mit Bezug auf die Behand-

lung des erlauchten Dahingeshiedenen, und da er ermangelte, irgend ein individuelles Schuldbekenntniß zu erzielen, dekretirte er, daß sie alle bestraft werden sollten. Dann legte Se. Majestät Trauer an und soll noch immer untröstlich wegen seines Verlustes sein.

* Gegen das Abstäuben der Möbel in unseren Wohnräumen eifert der französische Gelehrte Mr. de Parville. Der Staubwebel ist nach ihm eine Nothwaife wie kaum die Mitrailleuse. „Der Staub, welcher an den Wänden und Möbeln ruhig lagert, enthält neben unschädlichen Bestandtheilen unzählige Mengen von Sporen. Diese Bakterien u. c., welche in vielen Fällen Träger von Krankheiten sind, diese mörderischen, unsichtbaren Hausgenossen würden unschädlich weiter schlummern, wenn sie der Staubbeise nicht aus ihrer Ruhe aufscheuchte. Ihr staubt in der besten Absicht eure Möbel ab und setzt einen schlummernden Todeskeim in Bewegung, der nun mitten im Salon herumvoltirt und von einem der Hausgenossen oder der Gäste eingeathmet wird. Im Uebrigen hilft das Abstäuben nichts, der Staub wird aufgejagt, um sich im nächsten Moment wieder anderswo niederzulassen.“ Also eifert Mr. de Parville und pflegt seine Vorträge mit der Ermahnung zu schließen: „Wischen Sie feucht — stauben Sie nicht ab!“

* „Der reine Kien“. Das Kienholz gilt namentlich bei unserer Frauenwelt als die beste und gesündeste Holzart, wie ja die obige Lebensart andeuten will. Dieser allgemeinen Anschauung tritt aber die moderne Wissenschaft entgegen, welche auf Grund neuester, vor Kurzem erst zum Abschluß gelangter Forschungen in dem Kienigwerden des Holzes eine krankhafte Erscheinung, ein Symptom der Schwächung resp. des Absterbens der Vegetation erblickt. Die meisten Nadelhölzer enthalten einer normalen Bestandtheil in besonderen Zellenkanälen Terpent. Bei einer Verwundung des Stammes fließt — wie beim menschlichen Körper das Blut — aus den geöffneten Zellenkanälen das Terpent. aus und geht an der Luft durch Oxydation in Harz über, das, mit der Zeit immer mehr erhärtend, das durch die Verwundung entblößte Gewebe bedeckt und vor der schädlichen atmosphärischen Einwirkung schützt. Es ist bekannt, daß bei der Weichhülle diese Kanäle an einzelnen Stellen zu großen mit Harz gefüllten Blasen anschwellen, den sogenannten „Harzbeulen“, und daß der Straßburger Terpent. nur aus diesen Harzbeulen der Rinde gewonnen wird. Außerdem tritt das Harz auch als Infiltration d. i. Durchdringung der Holzzellen auf, indem es sowohl die Zellenmembranen durchdringt, als auch die Höhlungen der Zellen ausfüllt, wobei die Farbe des Holzes braun oder roth wird. Dieser Zustand ist immer ein Zeichen des Absterbens des davon ergriffenen Holzes, also eine pathologische Erscheinung. So sind die im Stammholz stehenden abgestorbenen Stumpfe alter Aeste regelmäßig verfault und der etwaige Zwischenraum zwischen ihnen und dem gesunden Stammholze mit Harz gefüllt. — Auch bei Verwundungen von Holzpartien, die normaler Weise nie Harz bilden, tritt Verkiebung ein, so daß man hier sehr wohl von einer „Kienkrankheit“ sprechen kann. — Es folgt hieraus, daß das sogenannte „Kienholz“ kein gesundes Holz ist, sondern das Resultat einer krankhaft gesteigerten Harzproduktion, welche bei Schwächung der Vegetation durch Verwundung oder beim allmählichen Erlöschen der Lebensthätigkeit von Stammtheilen, Aesten und Zweigen auftritt.